

Der Schweizer Dichter Michael Fehr ist ein Ausnahmetalent. Seine Texte sind auch Songs. In der Dichtung zähle letztlich der Klang, sagt er. **Interview: Gregor Szyndler**

«Immer diese Schubladen!»

Michael Fehr und ich setzen uns und bestellen Weisswein. Als der vor uns steht, frage ich:

Bücher am Sonntag: Was nimmst du mit auf die einsame Insel: Prosa oder Lyrik?

Michael Fehr: Ovids «Metamorphosen». Weil dort keiner, der noch ganz bei Sinnen ist, überhaupt zwischen Lyrik und Prosa unterscheidet. In meiner Arbeit spielen solche Unterscheidungen sowieso keine Rolle.

Aber wenn du eine Definition von Lyrik wagen müsstest?

Lyrik lässt den Ballast und Beton der Sprache weg, hier glühen Bilder und Momente, sie leuchten.

Lyrik als niedergeschriebener Augenblick also?

Niedergeschrieben! [Michael Fehr braust auf.] Was für ein brutales Wort. Da hört man ja geradezu, wie es die Sprache zu Boden drückt, wie sie mit roher Gewalt zwischen zwei Buchdeckeln festgehalten wird. Dabei geht so ziemlich alles verloren, was mir an ihr wertvoll ist: ihre Klanglichkeit und Raumgebundenheit ebenso wie ihre Unfixierbarkeit. Für mich ist jeder Text vor allem Klang, das heisst, er besteht aus Variation, Wiederholung, Pausen, Dynamik und Tempi.

Und was heisst das konkret, für deine Arbeit?

Oft gehe ich von einer privilegierten Phrase aus. Etwa bei «Ausserholligen Baumwollfeld» auf der CD «Im Schwarm». Die Worte «Ausserholligen Baumwollfeld» kann ich auf so viele Arten phrasieren, dass das allein reicht für ein ganzes Stück.»

Michael Fehr zeigt es mir vor, klopft auf dem Oberschenkel den Takt und intoniert die zwei Worte, verschiebt Akzente und streut Raunen dazwischen. Schon sehr früh an diesem Abend sehe ich doppelt:

«Es gab immer schon Leute, die um Mitternacht an einer Kreuzung standen und mit dem Teufel feilschten.»

einen Dichter und einen Blueser. «Einige Arbeit ist getan, aber noch ein langer Weg zu gehen», singt der Blueser dichtend. Einiges ist getan, Grenzen wurden ignoriert, ein Aufbruch ins Unbekannte wurde gewagt - mit Mut zum Risiko und extra viel Fallhöhe. Es ist der Blues von einem, der extrem hohe Massstäbe an die eigene Arbeit anlegt - die Dichtung von einem, der, den Blues singend, erkennt, dass weder Arbeit noch Blues je ein Ende nimmt. Dass jedes Ankommen ein Aufbrechen ist. Fehr geht weit in diesem Blues, verstörend weit, weit genug, dass man es bei flüchtigem Hinhören stellenweise als etwas forciert empfinden könnte. «Ich bin auf einer Suche, und dazu gehört es, dass ich übersteuere, überfrachte, überborde, übersteigere, dass ich etwas nicht richtig hinbekomme», sagt er ungefragt.

Warum bedeutet dir «Ausserholligen Baumwollfeld» so viel?

Weil es ein Befreiungsschlag war für mich. Der erste Text, den ich konsequent auf seine Musikalität hin geschrieben habe. Ich verkroch mich unter der Bettdecke und krächte, krächzte, gurgelte, brüllte mir alles vom Leib, was mich belastete. Dann machte ich mit Jonas Gruntz und Jannik Till ab, um es zum allerersten Mal aufzunehmen. Ich war total nervös, plötzlich mit so tollen Musikern im Probekeller zu sein.

Dann siehst du dich mittlerweile eher als Musiker denn als Autor?

Immer diese Schubladen! «Machen Sie

Mundart-Dichtung, Herr Fehr?» - «Ist das Spoken-Word, Herr Fehr?» Wehe, wenn du bei drei noch nicht in der Schublade bist! Aber durch meine Lebenssituation ist meine Arbeitsweise nun einmal irgendwo zwischen Hören, Reden und Singen angesiedelt. Generell fehlt mir heute manchmal die Bereitschaft, nicht in Schubladen zu denken. Neulich am Lyrik-Kongress in Frankfurt haben sie mich sogar als Stand-up hingestellt, als Impro-Künstler.

Wie kommen die denn da drauf?

Wahrscheinlich, weil ich auswendig vortrage und mich nicht über einen Haufen Manuskripte beuge. Aber wie sollte ich mit fünf Prozent Sehstärke auch vom Papier ablesen!

Wer je erlebte, wie Fehr an einer Lesung seinen Text «Welch Einfall» vorträgt, weiss, wie haarsträubend unzutreffend Schubladen wie «Stand up», «Impro», «Prosa», «Gedicht», «Lyrik» und «Lyrics» sein können: Bei seinen Lesungen ist alleine der Text von Bedeutung, nackt, in seiner genau vermessenen Räumlichkeit und seiner prekären Klanglichkeit. Fehr schreitet ihn aus dem Gedächtnis mit präzisen Schritten auf der Bühne ab, sein Körper ist sein Metronom: «Eines Nachts aber dann geht im Traum der Tochter die Mutter um.» Fehrs Vortrag hat eine hart erarbeitete Leichtigkeit und Präzision, die Ovid vielleicht mit «So vollkommen verbirgt sich im Kunstwerk die Kunst!» umschrieben hätte. Jede Silbe sitzt, da sind weder Stottern noch Zögern, und die Länge einer sehr gedehnten Silbe korrespondiert mit einem besonders geschwungenen Schritt. «Die Genauigkeit meines Vortrags ist Folge der Text-Genese», sagt Fehr. Er diktiert Texte erst dann in den PC, wenn er sie im Kopf lange und gründlich durchgegangen ist. In seinen ersten Jahren am Literaturinstitut Biel schrieb er in einem sehr gut verinnerlichten Zehn-Finger-System. Das Ergebnis war jedoch nur





Michael Fehr, 36, ist Dichter und Blueser. Seine Auftritte sind ein Ereignis, seine Texte changieren zwischen Song und Erzählung. 2018 erhielt Michael Fehr den Schweizer Literaturpreis. Zuletzt erschienen der Erzählband «Glanz und Schatten» (2017) und die CD «Im Schwarm».

sehr schlecht lesbar, ausserdem verlor er sich in der Flüchtigkeit des Texts.

Etwa im dritten Bieler Jahr begann Fehr mit zwei Fisherprice-Plastik-Kassettenrecordern zu arbeiten. «Sie hatten extra-grosse Knöpfe, die gut bedienbar waren für mich.» Gerät 1 konnte nur abspielen; auf diesem lauschte er dem Text, bis er an eine Stelle kam, wo etwas Neues hinsollte. Dann sagte er den Text auswendig auf Gerät 2 – bis hin zu der Stelle, wo Neues dazu geschrieben werden sollte. Sobald ihm das Resultat gefiel, landete die neu bespielte Kassette in Gerät 1 und er überspielte die alte Version. Ein Verfahren, das nur um den Preis zu haben war, dass nur die letzte und zweitletzte Textfassung erhalten blieben: «Alle anderen Schichten und Entwürfe gingen verloren», sagt er etwas melancholisch. Durch dieses System lernte er bereits den im Entstehen begriffenen Text in- und auswendig. Die Folge: Wenn Michael Fehr heute auf die Bühne oder ins Studio geht, sind die Texte so skrupulös durchgearbeitet, dass keine Silbe mehr angepasst wird.

Neben dieser grossen Disziplin: Was ist der Kern deiner literarischen Arbeit?

Es ist ein Gespräch mit denen, die schon vor mir schrieben. Ein bisschen ist es wie im Blues. Aber es ist keine krampfige Annäherung, sondern eine selbstverständliche Referenz.

Kannst du diese Verbindung von Literatur und Blues ausführen?

Es gab doch immer schon Leute, die um Mitternacht an einer Kreuzung standen und mit dem Teufel feilschten. Ich finde, diese bewusste Arbeit an Vorbildern kommt oft zu kurz. Stattdessen findest du überall Befindlichkeiten. Auch ich könnte Kapital schlagen aus meiner Lage und schreiben, wie das Leben als Fastblinder ist in einer supereffizienten Gesellschaft. Aber das will ich nicht!

Was willst du dann?

Mehr Offenheit für Kunst, die von anderen Lebenskontexten herkommt als denen, die als normal gelten. Das ist mir enorm wichtig, und zwar nicht nur für meine eigene Arbeit. Dass das Potenzial, das in einer solchen Kunst liegt, als auf Augenhöhe mit allen Kunstformen gesehen und nicht quasi als Gnadenakt angenommen wird. Und mehr Empathie wäre schön: dass man mich fragt, ob ich den Weg ans Hotelbuffet alleine finde. Oder dass es Leute gibt, die mir helfen, mich in einer Grossstadt wie London zurechtzufinden. Davon abgesehen hätte ich gerne einen Whiskey. Kennst du eine Bar?

Noch halb im Gespräch verlassen wir das Restaurant. Ich steuere den Bahnhof an, da sagt Michael Fehr: «Wart mal!» und hält mich zurück, die Arme rechtwinklig gespreizt wie ein gutgelaunter Geometer. «Also in meiner Erinnerung ist der Bahnhof dort drüben», sagt er und nickt in eine ganz andere Richtung. Wir lachen, als wir die richtige Richtung einschlagen und in der Nacht verschwinden. Schon sehr spät an diesem Abend sehe ich nicht mehr doppelt, sondern nur noch einen Michael Fehr. ●